

Der Mann, der Materie liebt

Raphael Heftis Kunst beschäftigt sich mit allem, was unsere physische Welt zusammenhält. Eine grosse Schau in der Kunsthalle Basel zeigt sein Werk.

TEXT SUSANNA KOEBERLE

Raphael Hefti mag nicht als Alchemist bezeichnet werden. Auch wenn es in seiner künstlerischen Arbeit um die Verwandlung von Materie geht, darum, diese Verwandlung auf chemischem oder physikalischem Weg sichtbar zu machen.

Wir sind ständig umgeben von Dingen, die eigentlich fremd bleiben. Wir wissen weder, woher die Werkstoffe kommen, aus denen unser Hab und Gut besteht, noch, wie sie hergestellt werden. Aber was hat das mit Kunst zu tun? Sehr viel, denn der Kunst gelingt etwas Wundersames: Sie kann uns zeigen, was die Welt zusammenhält. Beim Kunstmachen – nicht beim Kunstmarkt notabene – gibt es keine Unterschiede zwischen geistigen und materiellen Prozessen, es gibt keine Hierarchien. Es herrscht die eine, grosse Freiheit. Und diese nutzt Raphael Hefti meisterhaft. Seine Arbeit lässt uns Betrachtende an den Geheimnissen industrieller Produktionsprozesse teilnehmen. Aber es ist nicht so, dass uns dabei abstraktes Wissen vermittelt würde, der Künstler zeigt uns auf kaum merkliche und doch direkte Weise, wie sich Materialien verwandeln.

Meist geschieht dies durch bewusst erzeugte Herstellungsfehler und Materialunfälle. Das Resultat dieser «Unfälle» empfinden wir als schön. Dabei passiert etwas Interessantes, vielleicht auch Magisches, denn das Schöne ist eher ein Nebeneffekt und nicht das Ziel von Heftis Bestrebungen. Doch dazu später mehr. Bleiben wir bei den Unfällen: Ein solcher prägte



Es sieht zwar aus wie bei einem Alchemisten im Atelier von Raphael Hefti, aber seine Kunst hat damit nichts zu tun.

seinen Werdegang zum Künstler. Während seiner Erstausbildung zum Elektroniker in Biel habe er die Grundprinzipien erlernt, nach denen die Welt technisch funktioniere, erklärt Raphael Hefti in seinem Atelier im Industriegebiet von Zürich. Er erzählt Anekdoten, seine Art zu reden ist direkt und zugänglich – so wie es seine Arbeiten sind. Nichts Gekünsteltes haftet ihnen an, seine Kunst wirkt bodenständig, aber nicht banal, verankert in der Materialität unserer Lebenswelt eben.

An seiner Elektronikerlehre faszinierte ihn die Übersicht über das Funktionieren der Welt, eine Spezialisierung interessierte ihn weniger. Sein technisches Wissen wollte er nach der Ausbildung aber lieber als Industriedesigner umsetzen, und so kam es, dass er an der ECAL (École cantonale d'art de Lausanne) zu studieren begann, zuerst Industriedesign, später Grafik. Als dann an der Kunstschule auch Fotografie angeboten wurde, wechselte er das Departement. Für seine Abschlussarbeit, eine Porträtserie von Parfümerieverkäuferinnen in der ganzen Schweiz, gewann er 2002 den Swiss Photo Award.

Angetrieben von seinem Hang zum Tüfteln begann Hefti, mit Leuchtkörpern zu experimentieren. Für seine fotografische Serie «Disco» erzeugte er sein eigenes Licht mithilfe von Magnesium, das er in Ballone abfüllte, an Drohnen befestigte und per Fernsteuerung explodieren liess. Bei einer solchen Aktion passierte es. Aufgrund einer Fehlzündung explodierte im Januar 2008 ein Teil des brennbaren Materials in seinem Auto. Feuerwehr und Polizei mussten ausrücken, es folgten lange gerichtliche Prozeduren. Hefti kam zwar mit einer saftigen Busse davon, dieses Ereignis markiert aber einen Einschnitt in seiner Karriere: Er schloss mit der Fotografie ab (zumindest mit der klassischen) und entschied sich, eine weitere Ausbildung in London an der Slade School of Fine Art zu absolvieren. Nach dem Abschluss pendelte er dann mehrere Jahre lang zwischen London und Zürich.

Diese Zeit sei für ihn sehr fruchtbar gewesen, er habe damals mit der Galerie Ancient & Modern gearbeitet, die viel für ihn getan habe, sagt Hefti. So durfte er riesige Sandhügel in der Galerie aufschichten, in die er präzise Bahnen zog.

Nichts liegt Hefti ferner als elitäre Kunst. Schönheit ist ein Prinzip, das universell ist.

In einer mobilen Giessanlage erhitzte er ein Gemisch aus Aluminiumgranulat und Eisenoxid, sogenanntes Thermit, und liess das flüssig gewordene Material diese Bahnen hinunterfliessen, bis sich das Metall, unten angekommen, verhärtete und zu bizarren Objekten verformte. Die Zuschauer und Zuschauerinnen wurden dabei Zeugen der Herstellung der Kunstwerke. Bei derartigen Aktionen sieht Hefti – gegen Hitze und andere Emissionen durch eine spezielle Montur gewappnet – jeweils aus wie ein Metallarbeiter in einer Industriegiesserei. Und solche Produktionsorte besucht er auch tatsächlich regelmässig, denn die Zusammenarbeit mit Fachleuten ist ein Merkmal seiner künstlerischen Praxis.

Eine Art profane Erleuchtung

Raphael Hefti betreibt in den Industrieunternehmen Industriearchäologie und zukunftsorientierte Forschung in einem. Vor Ort schaut er sich genau um. Denn auch beim Herstellen läuft nicht immer alles rund, und genau diese gestörte Ordnung fasziniert ihn. Er fragt sich: Wie kann ich solche fehlerhaften Produktionsprozesse gezielt wiederholen? Was geschieht genau bei diesen «Fehlleistungen»? Er führt lange Gespräche mit den Spezialisten und Spezialistinnen und regt sie dazu an, vertraute Verfahren anders zu denken oder an die Grenzen zu führen. Damit kehrt er die gängige kapitalistische Logik der Güterproduktion um: Nicht das fertige Produkt steht im Vordergrund, sondern das Sichtbarmachen von Transformationsprozessen. Auf diese Weise werden die Einzelteile plötzlich zu Hauptfiguren. Der produktive Fehler ist quasi der rote Faden, der sich durch Heftis Schaffen zieht: «Salutary Failures» ist auch der Titel seiner aktuellen Schau in der Kunsthalle Basel, der bisher umfassendsten institutionellen Präsentation seiner Werke.

Schon seine frühe Arbeit «Lycopodium» führt seinen experimentellen Ansatz vor. Zwischen 2010 und 2015 arbeitete der «Parawissenschaftler» Hefti mit Bärlappsporen (Lycopodium ist der wissenschaftliche Name für diese Pflanzenart). Die Sporen des Lycopodiums sind brennbar, sie erzeugen bei der Verbrennung aber kaum Hitze. Hefti benutzte bei dieser Serie das Prinzip des Fotogramms: In der Dunkelkammer entzündete er das feine Sporenpulver (das er vorher selber hergestellt hatte) auf der Oberfläche des lichtempfindlichen Fotopapiers und bewegte das Papier so, dass sich die Brandspur auf der Fläche verteilte. Die Wirkung ist verblüffend. Es mag naiv klingen, aber beim Betrachten dieser Bilder (jedes ein Einzelstück – so ist das beim Fotogramm) meint man, der Erschaffung der Welt beizuwohnen. So rückend schön dieser pyrotechnische Kunstgriff ist, die Substanz ist nicht ungefährlich und kann gesundheitliche Probleme nach sich ziehen, weshalb Hefti nach einigen Jahren mit diesem Werkzyklus aufhörte.

Ein ähnlich anarchistisches Verfahren verwendet er bei seinen Glasarbeiten. Dabei entfremdet der Künstler das bei der Herstellung von Museumsglas

verwendete Entspiegelungsverfahren. Weil Hefti die Beschichtung mehrfach wiederholt, verflüchtigt sich der erwünschte Effekt, mehr noch, er verkehrt sich in sein Gegenteil: Statt nicht mehr zu reflektieren, bricht sich das Licht in allen Regenbogenfarben! Eine Installation mit 78 solchen Gläsern konnte Raphael Hefti auf Einladung von Bice Curiger, der Direktorin der Fondation Vincent van Gogh in Arles, auf dem Dach des Museums realisieren. Je nach Sonnenstand dringt das farbige Licht nun in die Räumlichkeiten und umhüllt Besucherinnen und Besucher ganz unmerklich.

Wissend um die experimentellen und zeitintensiven Material- und Produktionsrecherchen des Künstlers liess ihm die Kuratorin und Direktorin der Kunsthalle Basel, Elena Filipovic, zwei Jahre Zeit für die Vorbereitung der Schau. Für seine Arbeit baut Hefti auf ein Netzwerk von Produktionsstandorten, bei dem nicht nur Fachwissen, sondern auch menschlicher Austausch zentral ist. Die Arbeiterinnen und Arbeiter finden es spannend, etwas zu machen, bei dem sie aus der Routine ausbrechen können, sagt Hefti. Ihre Arbeit erhält dadurch eine Bühne. Auch für den Künstler sind die Resultate häufig überraschend, denn viele Effekte sind nicht vorhersehbar.

Das war auch bei den in Rotterdam produzierten Sandgemischblöcken so: Das Material sei ein «Nicht-Material», wie Hefti erklärt, denn es wird üblicherweise nur als Gussform verwendet. Die abenteuerlichen Aluminium-Gebilde an den Sandblöcken, die nun in der Kunsthalle zu sehen sind, sind das Resultat mehrerer Tests, bei denen Hefti zwischen Spielerei und bewusstem Herbeiführen von Fehlern operiert. Wenn man vor der Masse meterhoher Skulpturen steht, wird man erstmals überwältigt von der Wucht der Materialien. Dann zoomt man instinktiv heran und verfolgt mit Staunen den scheinbar unkontrollierten Fluss des Aluminiums über das Sandkonglomerat. Es ist, als ob man gerade etwas entdeckt hätte oder einem ungewohnten Vorgang beiwohnen würde. Hefti weckt den verborgenen Trieb der Forscherin in einem; aber diese Wissenschaft wird nicht von irgendeiner fremden und abgehobenen Instanz diktiert, sondern entspringt der eigenen Beobachtungsgabe. Die Begegnung mit Raphael Heftis Kunst bewirkt eine Art profaner Erleuchtung. Das Gefühl, durch die Betrachtung seiner Kunstwerke in die Ordnung der Dinge eindringen zu können, ist vielleicht auch ihrer sensorischen Qualität zu verdanken.

Schönheit ist universell

Berühren kann man die Kunstwerke zwar nicht, aber sie verführen dennoch zum Entziffern ihrer Beschaffenheit. Im zweiten Raum der Kunsthalle trifft man auf einen eigens für den Ort geschaffenen, länglichen Fries aus einem ungewöhnlichen Material: Bismuth. Das Metall schmilzt bei gut 270 Grad und bildet beim Auskühlen wunderschöne kristalline Strukturen. Auch die besondere Farbigekeit des Bismuths interessierte Hefti. Bevor er das Werk in einer Kunstgiesserei umsetzte, erfolgte im Atelier unzählige Versuche

im Kochtopf. Man kann sich beim Betrachten an der Schönheit dieses Werkstoffes ergötzen oder darin – wie Elena Filipovic – eine eigenwillige Interpretation von Monets Seerosenbildern sehen. Dass die Zugänge zu seinem Werk so mannigfaltig sind, ist durchaus beabsichtigt. Nichts liegt Hefti ferner als elitäre Kunst. Schönheit ist ein Prinzip, das universell ist.

Vielleicht würden sogar ausserirdische Wesen die fünfzehn, mit verschiedenen Edelgasen gefüllten Glasröhren als schön empfinden, die sich am Ende des Rundgangs der Schau befinden. Doch warum empfinden wir die durch elektrische Impulse stimulierten farbigen Gase, die sich anmutig durch die riesigen Röhren schlängeln und dehnen, als schön?

Ist das Staunen – oder gar das Gefühl von Erhabenheit – nur auf einen billigen Trick des Künstlers zurückzuführen? Mein Sohn kann mir zwar minutiös erklären, wie das Leuchten zustande kommt. Es hat mit der Energieabgabe von Elektronen zu tun. Aber nützt mir das etwas? Oder genügt nicht einfach das Wow-Gefühl? Vielleicht stellt sich Schönheit im Spannungsfeld zwischen simplem Staunen und dem Wunsch nach Erklärung der Welt ein. DM

Die Ausstellung «Salutary Failures» von Raphael Hefti ist noch bis 3. Januar 2021 in der Kunsthalle Basel zu sehen.

SUSANNA KOEBERLE ist freie Journalistin.
redaktion@dasmagazin.ch

